



Erika Jankowski-Dickmeis

Als die „Martinsgans“ in der Zinkwanne ertrank ...

Ich war vier, meine Schwester drei, als wir 1958 nach Siersdorf in die damalige



1958 in Siersdorf: Erika und ihre Schwester freuen sich über die neuen Weihnachtsgeschenke

Johannesstrasse kamen. Die Wohnung teilten wir mit einer Frau und deren kleinen Sohn. Wir vier bewohnten das größere Zimmer, die beiden ein kleines. Dort lebten wir bis zum Sommer 1959. Dann wurde uns eine Wohnung in Aldenhoven zugewiesen, mit Schlaf-, Wohnzimmer und Wohnküche. Zahlreiche Aussiedler wohnten zunächst hier, da viele Siedlungen in Aldenhoven noch im Bau waren. In unserer Straße gab es einen Gemeinschaftsraum mit Fernseher. An das damalige Programm kann ich mich gar nicht mehr erinnern, nur, dass dieser Raum etwas Gemütliches und Nettes hatte, weil man sich hier mit den Nachbarn traf. Die Einzimmerwohnung war zu klein, um sich ständig darin aufzuhalten. Obwohl einmal auch meine Großeltern für ein paar Tage aus dem Westerwald kamen, um uns zu besuchen.

Einmal, abends, als wir uns wieder mit ein paar andren Leuten im Fernsehraum befanden, verhielten sich die Erwachsenen seltsam. Einige liefen zwischendurch ans Fenster und schauten hinaus, als warteten sie auf etwas. Irgendwann zogen sie uns Kinder von den Stühlen hoch, und wir mussten mit, gleich, ob wir noch weiter fernsehen wollten oder nicht. Draußen in der Siedlung sahen meine Schwester und ich etwas Seltsames, das wir nicht kannten. Viele Kinder gingen mit hellerleuchteten Luftballons in den verschiedensten Formen hinter einem Pferd her. Jemand hatte solche Luftballons auch für meine Schwester und mich, und wir lernten so erstmals

St. Martin kennen. An das Feuer kann ich mich nicht mehr erinnern. Welche Form die Laterne hatte, hätte ich auch nicht sagen können. Wenn nicht im warmen Sommer darauf einige Kinder auf der Wiese in Zinkwannen gespielt hätten, könnte ich mich vielleicht genauer an die Art meiner ersten Laterne erinnern. Möglich, dass ihre Form in mir die Idee weckte, meine „Gans“ zu Wasser zu lassen, was sie natürlich nicht überlebte. Meine Mutter fand das gar nicht so gut, schließlich hatte die Laterne Geld gekostet und wäre noch fürs nächste St. Martinsfest zu gebrauchen gewesen.

Ja, das Geld. Trotz der Arbeit, dem Fleiß und den vielen Schichten der Bergleute blieb es ein knappes Gut in den Siedlungen. Wenige hatten ein Auto, wenige bauten sich ein eigenes Häuschen. Und wenn, dann meist mit Nachbarschaftshilfe. Und zu Beginn der 60-er Jahre gab es eine Kohlenkrise, und die Kumpel konnten nicht mehr Überschichten fahren, auf die sie und ihre Familien angewiesen waren. Obwohl Geld auch bei uns immer rar war, war es bei uns üblich, immer bar zu bezahlen. So sind wir im Gegensatz zu vielen der heutigen Generation darauf eingestellt, uns unsere Bedürfnisse erst zu erfüllen, wenn wir sie uns leisten können. Natürlich hieß das immer Entbehrungen und ständige Sparsamkeit. Aber wir waren es halt gewohnt, nie größere Anschaffungen zu machen, ohne die Preise verglichen zu haben. Meine Mutter fuhr mit uns Kindern zweimal im Jahr mit dem Schienenbus nach Aachen-Nord, um neue Kleidung zu kaufen. Von dort ging es zu Fuß in die Einkaufsstraße, wo wir uns erst mal in den Geschäften darüber orientierten, was in Frage kam und ob es das gleiche nicht nebenan noch preiswerter gab. Das prägt, und auch wenn man sich heute vieles spontan kaufen kann, ohne über den Preis nachzudenken, kommt die eingepflichtete Sparsamkeit immer wieder durch.

Obwohl ich erst vier Jahre alt war, empfand ich den Bruch zwischen alter und neuer Heimat als gravierend. Man hielt uns Kinder für zu klein für Erklärungen. Dabei hatten wir in Schlesien bei jedem Spaziergang, gleich wo, Freunde, Bekannte, Verwandte getroffen. Hier aber war unsere Familie allein. Die anderen Verwandten lebten im Westerwald, in der DDR, ein Cousin im Ruhrgebiet.

Mangels Geld gab es in der ganzen Straße nur wenige Familien mit Auto. Die meisten Väter hatten ein Fahrrad, ein Moped, vielleicht noch ein Motorrad, mit dem sie zur Arbeit fuhren. Mein Vater hatte immer ein kleines Motorrad, in den späteren Jahren zog er aus gesundheitlichen Gründen ein Fahrrad vor. Als Kinder hatten sich meine Schwester und ich uns immer ein Motorrad mit Beiwagen gewünscht. Wir hatten die Vorstellung, dass dann die ganze Familie zusammen einen Sonntagsausflug machen konnte. Wenn ich heute ein Motorrad mit Beiwagen sehe, fällt mir immer unser damaliger Traum ein.



1963: Spaziergang in der Nähe des Bahndamms (heute PLUS-Parkplatz)

Mein Vater machte am Wochenende gerne mal Ausflüge mit dem Motorrad, nach Köln, in die Eifel, nach Lünen zum Cousin. Mitfahren konnte immer nur einer von uns Kindern. Ferienreisen wie heute üblich kannten wir gar nicht. So lange meine Großeltern im Westerwald lebten, fuhren wir dort für ein paar Tage hin.

Die Ausflüge waren für uns wie Weltreisen und bestimmten lange Zeit unseren Maßstab für die Entfernungen. Nach Köln rechnete ich 50 km, damals brauchten wir 1 Stunde dafür, über Landstraße oft noch, dafür ohne Stau.

Die Sommer waren bestimmt vom Freibadbesuch. Ich vermisse unsere Aldenhovener Bäder, es gab nichts Schöneres, nichts Entspannenderes, nichts Geselligeres. Immer traf man Freunde, man war garantiert nie alleine dort.

In den ersten Jahren gab es wenige Bäder in der Umgebung, so dass an heißen Tagen drangvolle Enge bereits am Kasseneingang herrschte. Platz genug auf der Wiese war da, im Wasser erst recht. Ich brauchte immer recht lange, bis ich das erste Mal in dem nicht geheizten Wasser war. Aber war ich einmal drin, blieb ich auch lange. Obwohl ich nichts schwimmen konnte, hielt ich mich gern im Schwimmerbecken auf, hineinspringen war das Größte.

Am nächsten Morgen erwachte ich regelmäßig, ohne meine Augen öffnen zu können. Auf das großzügig verteilte Chlor im Wasser reagierten sie mit Eiter. Das hielt mich keineswegs vor weiteren Besuchen zurück. Beim Arzt war ich deswegen auch nie.

Als wir nach Aldenhoven zogen, war die Siedlung noch ganz neu. Ringsherum wohnten gleichfalls Vertriebene. Obwohl man meinen konnte, dass solch ein Schicksal eint, mussten wir Kinder uns auf dem Weg zur Schule oft anhören, dass nur die Katholischen die rechte Religion hatten. Eine Frau lebte als Geschiedene mit ihrer Tochter im Haus gegenüber. Gegen die Frau konnte ich nichts sagen, aber Geschiedensein war damals wie ein Brandmal. Die Tochter anderer Leute aus diesen Siedlungen stand sogar in der Bildzeitung, weil sie mit 14 ein uneheliches Kind von einem Untermieter bekam.

Zurück zu den Straßen. Als wir nach Aldenhoven zogen, waren sie schon fest und vorbereitet, wurden aber noch mehrmals geteert. Der Teergeruch gehört zu meiner Kindheit.

Meine Schwester und ich spielten, da wir kein Kinderzimmer hatten, oft am Fensterbrett mit unseren Puppen. Ich kann mich noch an ein paar Luftballons erinnern, die aussahen wie Barbapapa-Figuren. Die hatten wir vom Lumpensammler bekommen. Regelmäßig fuhr einer durch die Straßen und sein Ruf „Luumpfen, Eißän!“ hallt mir noch im Ohr. Für das, was wir Kinder ihm bringen durften, gab es Luftballons. Beim Spielen, gleich in der Wohnung, in den Gärten oder auf der Straße, mussten wir aber leise sein, durch den Schichtdienst schlief irgendwo in den Wohnungen ein Vater, der nicht gestört werden durfte. Der Alltag richtete sich immer nach den ständig abwesenden Vätern.

In den Gärten dieser Jahre wuchsen hauptsächlich Kartoffeln, Gemüse und Obst. Blumen auch, bestimmten aber noch lange nicht das Bild. Einer unserer Nachbarn zog Hühner und Truthähne, viele Kumpel züchteten in ihren Ställen Brieftauben. In unserem Garten wuchsen neben den Kartoffeln noch jede Menge Erdbeeren und Stachelbeeren. Aus diesen wurde Wein in dafür bestimmten Glasballons hergestellt. Das Blubbern dieser Ballons während der Gärung ersetzte für mich das Gutenachtlied, standen die Behälter doch auf dem Schrank in dem Raum, in dem ich schlief.



1963: Kirmes in Aldenhoven. Vorn im Bild Erikas kleine Bruder

Regelmäßig fuhr der *Billige Jakob*, ein Obsthändler, durch die Siedlungen. Zweimal in der Woche ein Bäcker, von dem wir immer das Brot holten, und täglich der Milchmann in seinem Auto, bei dem wir Kinder uns, wenn wir Glück hatten, für einen Groschen eine Wundertüte kaufen durften. Welch kleine Freuden für zehn Pfennig. Neben Puffreis fanden sich als Überraschung meist Plastik-Indianer und – Cowboys. Am beliebtesten waren kleine Lupen, die den Blick aus unserer Enge aber auch nicht wesentlich erweiter-

ten.

Jahrelang lief täglich noch ein – für uns Kinder – alter Mann durch die Straßen und verkaufte die Bildzeitung. An den Ruf von Peter Held „Biilld, die Biilldd!“ kann sich sicher noch mancher erinnern. Wenn uns mein Großvater besuchte, durfte ich ihm regelmäßig eine Zeitung holen.

Beim Spielen saßen wir oft mit den Nachbarskindern in deren Pfirsichbaum. Kinder gab es genug in den Siedlungen, in allen Altersklassen. Wir spielten entweder hinter den Häusern zwischen den Gärten – Spielwiesen gab es nicht, nur Nutzgärten. Oder vor dem Haus auf der Straße, die paar Autos, die kamen, waren als Störenfried nicht der Rede wert. Gespielt wurde mit Murmeln in den Rinnsteinen, dann kamen Seilchenspringen, Gummitwist, Verstecken, „Fischer, welche Fahne weht heute“ (wie um alles in der Welt geht das noch mal?) und ähnliches. Gruppenspiele waren selbstverständlich. Spielplätze gab es auch in der Nähe, waren aber nicht so wichtig durch den Freiraum, den wir mangels Autos hatten. Spaß machte übrigens auch die Durchsuchung von wilden Müllkippen, die es in einem noch nicht bebauten Zweig unserer Straße gab. Hier fanden wir Schätze! Ich kann mich noch an zwei alte Ringe erinnern, einer mit einem ovalen roten Stein, wir vermuteten Carneol. Die Mutter war weniger begeistert von dem Dreck, den wir auch nach Hause brachten.

Schließlich musste sie die Kleidung noch im Keller in der Waschküche waschen. Die wurde mit den beiden anderen Mietparteien auf unserer Etage geteilt. Es wurde untereinander abgesprochen, wer den Bottich, der mit Kohle geheizt wurde, wann benutzen durfte. Er war in den Boden einzementiert. Die Wäsche kam oben mit dem Wasser hinein und kochte, wie man in einem Riesentopf Suppe kochte. Betrat man die Waschküche bei vorgerücktem Arbeitsgang, sah man nichts vor Dampf. Die nasse Wäsche wurde im Garten zum Trocknen aufgehängt oder zwei Etagen höher auf den Trockenspeicher geschleppt. Der war nicht isoliert, das bedeutete, dass die Wäsche im Winter so steif war, dass man durchaus Teile hätte herausbrechen können wie Hänsel und Gretel ein Stück Pfefferkuchen aus dem Hexenhaus. Verpasste Gelegenheit!

In den damaligen Wintern hatten wir immer Schnee und Schneemänner und Schneeballschlachten, doch für uns keinen Schlitten. Auf den Fenstern der nie geheizten Schlafzimmer wuchsen Eisblumen. Wir mussten uns oft warm zittern bis wir einschliefen, bei den dicken Plumeaus ging das aber schnell.

Ein Fahrrad gab es in meiner Familie erst spät, mein Vater hatte ein gebrauchtes aufgetrieben, das für uns Kinder lange Zeit zu groß war. Ausgiebig hatte ich mit meinem Roller gespielt, weniger mit Puppen, wie meine Schwester. Die Rollschuhe von damals hängen mir heute noch wie Blei an den Beinen, allein bei der Erinnerung. Richtig Runden drehen konnte man damit nicht, jedes Steinchen blockierte sie sofort.

Damals waren auch Stelzen beliebt. Entweder lief man auf Varianten, die aus Konservendosen hergestellt wurden. Bei denen hielt man sich an einem Band, das in zwei sich gegenüber liegenden Löchern befestigt wurde. Oder die Väter bauten aus Holzstangen und Brettchen, auf man sich stellte, eine „richtige“ Stelze.

Meine Lieblingsbeschäftigung, seitdem ich buchstabieren konnte, war und blieb das Lesen. In unserer Straße gab es vom EBV eine Fürsorgerin, Fräulein Zorn, die ein paar Häuser weiter ihr Büro hatte und eine kleine Leihbücherei unterhielt. Ich glaube, zweimal in der Woche konnte man für je einen Groschen pro Buch etwas ausleihen. Für mich gab es nichts Schöneres. Das Problem war halt der Groschen, aber meist bekam ich einen. Aus dieser Zeit habe ich wohl mein Faible für Büchereien entwickelt, diese wären das letzte Kulturgut, auf das ich verzichtete.

Und die Bücher trugen mich. Mit Heinrich Haller nach Tibet, mit Auguste Piccard im Heißluftballon über die Wolken, mit einem U-Boot in die Tiefe der Meere. Dazwischen las ich „Hanni & Nanni“, „Die 5 Freunde“, ach, alles von Enid Blyton. Aber auch Edgar Wallace, Agatha Christie, gleich, ob ich die Bücher verstand oder nicht. Am glücklichsten war ich aber mit Old Shatterhand und Winnetou. Vier Jahre lang habe ich mich durch Karl May gekämpft. Bis es mich von einem Tag zum anderen nicht mehr interessierte. Leider wurden Büro + Bücherei geschlossen und in eine Wohnung umgebaut. Ich wich auf die Stadtbücherei Jülich aus, aber da brauchte ich schon eine Bibliothek mit mehr Auswahl.

bearbeitet von Heinz Bielefeldt, April 2004